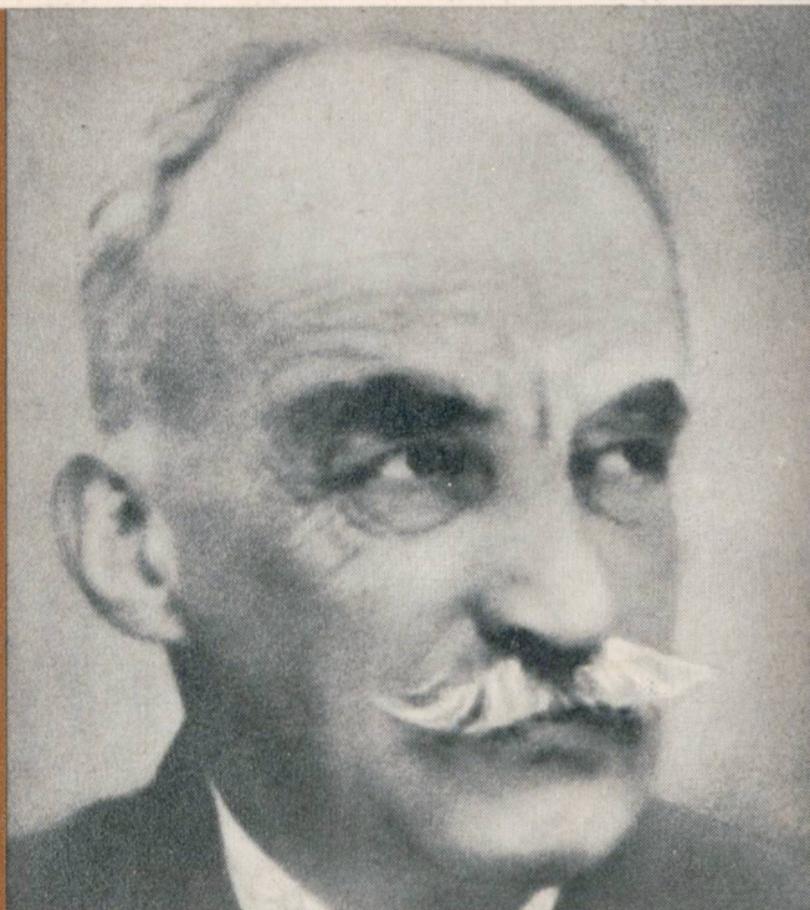


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



BRUNNEN-VERLAG • GIESSEN

Ernst Lohmann

Ein Pionier im Jesu Dienst

Theodor Brandt

Ernst Lohmann

Ein Pionier in Jesu Dienst

Von
Theodor Brandt



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 157 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Werdejahre	5
Halle/Saale	8
Der Evangelist	15
Der Großstadtpfarrer	30
Unerwartete Lebenswende	41
Im Orient	44
In der Mitte des Lebens	48
Im Weltkrieg	53
Die Kirchenfrage	56
Die letzten Jahre	59

© 1962 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a. d. L.

Vorwort

1933, drei Jahre vor seinem Tode, hat Ernst Lohmann seine Lebenserinnerungen unter dem Titel „Nur ein Leben“ herausgegeben. Es sind zumeist skizzenhafte Erinnerungen in so unmittelbarer Anschaulichkeit, daß ich sie in die hier vorliegende Kurzbiographie zum Teil wörtlich hineingenommen habe. Im übrigen haben mir sein Schrifttum und vor allem die Begegnung mit ihm in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg den Eindruck verschafft: dies Leben ist ein Zeugnis, das auch heute, hundert Jahre nach seinem Geburtstag, zu uns zu reden vermag. Es ist ein Stück Kirchengeschichte in dem halben Jahrhundert von 1886—1936, aus einer Zeit, die wir in ihrer Bedeutung neu verstehen lernen müssen.

Theodor Brandt

Werdejahre

Das Geschlecht der Lohmanns hat seine Heimat im Land der westfälischen Roten Erde. Wir finden die Vorfahren in der Gegend von Iserlohn. Dort fertigten sie auf ihrem Eisenhammer Panzerketten und Spangen und übten die damals noch seltene Kunst der Drahtzieherei. Das müssen willensstarke, wetterfeste Männer gewesen sein. Aus ihrer Mitte tritt der Großvater, D. Dr. Friedrich Lohmann, hervor, der den geistlichen Beruf erwählt. Als Schüler des durch seine Originalität bekannt gewordenen Iserlohner Pfarrers Abraham Strauß wird er in Wesel ein Zeuge des lebendigen Glaubens, im Gegensatz zu denen, die damals in ihrem Vernunftdenken befangen waren. Sein Sohn Ernst wird Pfarrer im pommerschen Dorfe Glowitz und heiratet die Tochter eines Pfarrers, der mit der Erweckungsbewegung verbunden war. Sie hatte durch die Pastoren Knak und Goercke das Pommerland weithin zu neuem Leben gerufen.

So sind es mannigfache Ströme, aus denen unser Ernst Lohmann kommt, als er am 21. Dezember 1860 das Licht der Welt erblickt. Er ist das vierte Kind der Familie, dem noch drei Geschwister folgten. Wenn ihn auch später die Großstadt mit ihrem pulsierenden

Leben anzog, mit ihren großen Dienstmöglichkeiten und vor allem mit dem Elend verkommender Menschen, er blieb dem Land verbunden, seiner Weite und Stille. Dort wurden ihm die Weisungen gegeben, die ihn je und je zu neuen Aufgaben beriefen. Der äußerst bewegliche, aktive und kontaktbegabte Mensch liebte doch die einsamen Stunden der Besinnung.

Es war auf einer Pfarrerkonferenz in seinem schönen Heim in Uchtenhagen, als er das Lied anstimmte, in dem sein Gemüt mitschwang: „In Silos Tempel schwieg der Sänger Abendchor . . .“

Oft gab schon der junge Schüler seinen Gedanken und Gefühlen in Gedichten Ausdruck. Das war eine Gabe, die er von seinen Vätern ererbt hatte. Seine Lehrer auf den Gymnasien in Anklam und Stolp konnten aus seinen Aufsätzen erkennen, welch idealer Schwung in ihm steckte. Er hat den Redegewandten auch als Studenten der Theologie in die vordere Linie gerückt. An Professor Martin Kähler (1835 bis 1912) in Halle schloß er sich besonders an, wiewohl er die entscheidende Botschaft dieses Künders der Rechtfertigung allein aus Glauben damals noch nicht verstand. Aber der Blick in die Geschichte des Reiches Gottes, in das „kirchengründende Wort der Schrift“ und in die Mission der Kirche — das waren Eindrücke, die für Lohmanns ganzes Leben bedeutsam wurden.

Und dann finden wir ihn nicht in Pommern und nicht in Westfalen, sondern am Rhein, als Lehrer an der Realschule in Erbach. Wohl hatten ihn der Deutsch-

amerikaner Schlümbach und Forstmeister von Rothkirch in Berlin in die lebendige Bewegung des Christlichen Vereins junger Männer gezogen. Dennoch fühlte er sich zum Pfarramt noch nicht berufen. Wie konnte er mit den vielen ungelösten Fragen der Theologie vor eine Gemeinde treten? Da ist es eine Begegnung mit dem Generalsuperintendenten der Rheinprovinz, W. Bauer, gewesen, der mit seelsorgerlichem Verständnis die innere Lage des in seinen Zweifeln Befangenen erkannte und ihm gleichsam befehlend sagte: „Sie müssen Pfarrer werden! Ein Mann wie Sie gehört ins Pfarramt!“ Gegen alles Sträuben gehorchte der von Jugend auf an Zucht und Disziplin Gewöhnte dem Befehl, der ihn nach dem ihm völlig unbekanntem Bonbaden berief: „Das ging alles so überraschend, daß ich erst zur Besinnung kam, als alles geordnet war. So stand ich vor einer großen Gemeinde in der ernstesten Arbeit, der ich innerlich gar nicht gewachsen war. War das richtig? Die Not, in die ich kam, vor allem an Kranken- und Sterbebetten, war eine gewaltige Schule Gottes für mich. Ich war wirklich mit Gewalt in diese Bahn gekommen.“

War es in dieser Zeit oder erst in dem nun folgenden Dienst in Halle, als er in einem Gedicht sein erstes Erleben mit Jesus beschrieb? Wir lesen die Verse mit der Bewegung, die uns jedesmal ergreift, wenn ein Mensch „aus den Gedanken ins Leben hinein“ gelangt ist, aus der Zerrissenheit eines Suchenden zur Gewißheit, gefunden zu haben:

Von zitternden Gluten
der Sehnsucht verzehrt,
mit Weinen und Blüten
die Seele begehrt.

Es brannten die Wunden,
von Wirrnis zernagt;
nun hab' ich gefunden,
was nimmer versagt.

Bricht alles zusammen,
ich laß dich nicht mehr,
trotz Flut und trotz Flammen,
trotz brausendem Meer.

Du rettetest mein Leben,
du reichst mir die Hand,
läßt aufwärts mich schweben
zum Sonnenland.

Halle/Saale

„Es war wiederum ein völlig überraschender Ruf, der 1886 an die Laurentius-Gemeinde in Halle führte. Mir war unklar, wie der Gemeindegemeinderat auf den Gedanken kam, mich zu rufen. Später erfuhr ich dann, daß Professor Köstlin, bei dem ich einst studiert hatte, mich vorgeschlagen hatte. Aber es waren nicht Men-

schen, die das machten. Gott wollte mir die ausgezeichnete Schulzeit bei D. Heinrich Hofmann, diesem einzigartigen, geistesmächtigen Pastor in Halle, geben. Die Gemeinde ‚St. Laurentius auf dem Neumarkt‘ galt als eine ‚Mustergemeinde‘. Solche Männer wie Ahlfeld und Heinrich Hofmann hatten sie zu einem Brennpunkt geistigen Lebens gemacht. Sonntag für Sonntag saßen dort in der Kirche Professoren der verschiedensten Fakultäten, junge Studenten, geistig hochstehende Laien. – In der Gemeinde war ein tiefer innerer Zusammenhang durch die treue, aufopfernde Arbeit D. Hofmanns, der nicht nur einer der bedeutendsten Homileten unserer Zeit war, sondern noch mehr ein Seelsorger wie wenige. Er hatte eine sehr hohe Meinung von der Gemeinde, so daß er unter den geschichtlich gewordenen kirchlichen Verhältnissen schwer litt. Eine Schauspielerin hatte sich bei ihm am Karfreitag zum Abendmahl gemeldet, es aber abgelehnt, an der vorausgehenden Beichtfeier teilzunehmen. Daraufhin schloß Hofmann sie vom Abendmahl aus. Das gab große Unruhe.

Die Kirche war bis auf den letzten Platz Sonntag für Sonntag besetzt; aber es war ein bestimmter Kreis aus den gebildeten Schichten, der sich hier versammelte. Aus der großen Masse der Industriebevölkerung, die territorial zum Bezirk der Gemeinde gehörte, kam kaum einer zur Kirche.“

Hier sah nun Ernst Lohmann seinen besonderen Beruf. „Die Jahre, die ich an der Gemeinde war, habe

ich Tag für Tag in diesen Straßen, die kirchlich ganz unberührt waren, Haus bei Haus, Stube bei Stube unermüdlich die Leute aufgesucht. Ich stand der Tatsache gegenüber, daß bei allem freundlichen Entgegenkommen bei diesen Menschen auf religiösem Gebiet eine grenzenlose Verwahrlosung herrschte. Obwohl von der Gemeinde aus eine vorzüglich organisierte Armenpflege bestand, trennte doch eine tiefe Kluft diese zwei Welten voneinander: die geistig hochstehenden Kreise, die sich in der Kirche sammelten, und das Volk, das in aller äußeren und inneren Not sich seine eigenen Pfade suchte.“

Nur ein Bild: „Ich kam zu einer in ihren Kreisen berühmten Kartenschlägerin. Ich hatte wenig Ahnung von diesem Gewerbe. Aber nun merkte ich, welchen unheimlichen Einfluß sie ausübte. Diese Kartenschlägerin und Wahrsagerin hatte eine uneheliche Tochter, die sie mit einer rührenden Mutterliebe aufzog. Und das war der Punkt, bei dem Gott einsetzen konnte. Ihre Tochter wurde schwer krank, sie mußte in die Universitätsklinik. Dort konnte ich sie besuchen. Aber es ging zum Tode. Bei dem Begräbnis ging ich mit der Mutter allein hinter dem Sarg her, die fortwährend auf der Straße laut schrie in ihrer Verzweiflung: Mein einziges Bißchen! Mein einziges Bißchen! — Und dann war die Wand durchbrochen, die sie von Gott schied. In rührender Weise kam sie zur Einfalt des Glaubens. —

In einem Konzertsaal hielt ich Nebengottesdienste

für diese Fernstehenden. Ich kann mir nichts Einfacheres und Schlichteres denken als diesen Dienst in diesen Arbeiterquartieren, wo Schritt für Schritt kleine Lichtstrahlen in das Lebensdunkel hineinfließen. Und ich war es, der hier lernte. Es gehörte dies zur Vor-
schule meines Lebens. Es schien mir alles nichts Sonderliches, aber ich erstaunte dann doch, als mir Professor Kähler, der meine Arbeit in der Gemeinde beobachtete, gelegentlich sagte: ‚Ich beneide Sie um Ihre Arbeit.‘

Ja, Kähler! Was war das für eine einzigartige Persönlichkeit! Dieser scharf denkende Theologe, der meist in aristokratischer Unnahbarkeit hoch über uns jüngeren Theologen zu stehen schien, verstand es wie wenige, mit heiligem Ernst und tiefem Verständnis denen ganz nahezukommen, bei denen er den vollen Ernst inneren Ringens spürte. Und so kam es, daß die Schlagbäume zwischen uns fielen. Von einer Unterredung, die ich mit ihm hatte, ist mir eins unvergeßlich in Erinnerung geblieben. So apodiktisch, wie es nur die Jugend sein kann, hatte ich ihm gesagt, es gäbe in der inneren Entwicklung doch ganz verschiedene Wege. Bei dem einen möge es wie bei Paulus zu einem scharfen Bruch kommen mit der Vergangenheit, aber bei andern wäre es doch eine langsame Entwicklung ohne scharfe Wendepunkte, wie z. B. bei dem Evangelisten Johannes. Ich meinte, etwas sehr Vernünftiges gesagt zu haben, war aber völlig auf den Sand gesetzt, als er mich fragte: ‚Woher wissen Sie denn, daß

es bei Johannes in dieser Weise ging?' Da war ich mit meiner Theologie zu Ende. Er setzte mir dann auseinander, daß er glaube, daß es bei Johannes ebenso wie bei Paulus zu einem völligen Bruch mit der Vergangenheit gekommen sei. Ich spürte, daß er das nicht sagte, um mir irgendeine theologische Maxime zu geben, sondern um mir persönlich seelsorgerlich zu dienen. Ich bin dann weiter mit ihm die Jahre, die ich in Halle war, in engster Verbindung geblieben, und wunderbarerweise steht in meiner Erinnerung seine Gestalt nicht als Professor im Kolleg, sondern wie er als Prediger so manches Mal in unserer Laurentiuskirche auf der Kanzel gestanden und in der einfachsten, schlichtesten und seelengewinnenden Weise sprach." —

„Und nun das Innerste und Persönlichste! Es ist Mitternacht an einem Sonnabend. Ich sitze auf meinem Studierzimmer. Morgen ist Sonntag. Da habe ich in der Kirche Laurentii auf dem Neumarkt den Gottesdienst zu halten. Auf meiner Seele lastet die Verantwortung der Predigt am morgenden Tage. Da kam mir ein eigentümlicher Gedanke. Überzeugt, daß die biblischen Wahrheiten absolute Wahrheiten seien, fehlte es doch daran, daß es mir zur lebendigen Wirklichkeit geworden wäre. Bei aller Frömmigkeit vieler Leute in der Gemeinde vermißte ich solche, die ihr Bekenntnis im praktischen Leben auslebten. Da war es eine bitterernste Frage für mich: Warum gibt es denn nicht Männer, bei denen man die Überzeugung

hat, daß Christus in ihrem Leben eine volle Wirklichkeit geworden ist? Ich wußte, ich war selbst weit davon entfernt, aber sollte es nicht irgendwo und irgendwie solche Menschen geben? Das bewegte mich in dieser Nacht. Das schien mir jetzt die Frage aller Fragen, und es führte mich schließlich dazu, daß ich aus tiefster Seele zu Gott schrie, er solle mich doch mit solchen Menschen zusammenführen, wenn es solche gäbe. Obwohl ich von Jugend an, wie ich meinte, gebetet hatte, so war es mir doch jetzt, als ob ich zum erstenmal ein wirkliches, volles, ganzes Gebet vor Gott gebracht hätte. So wird man es verstehen, daß ich am nächsten Tage, am Sonntagnachmittag, einen eigenartigen Besuch bekam. Es war ein Kaufmann, der auf der Reise durch Halle gekommen und am Sonntagvormittag in meine Predigt geraten war, und der sich getrieben fühlte, mich persönlich aufzusuchen, weil er den Eindruck gewonnen hatte, daß ich im Zentrum des Evangeliums stände. Er war ein lebendiger, gläubiger, überzeugter Christ, der sich als Geschäftsreisender in Wort und Werk zu Christus bekannte. Diese Begegnung, die mir Gott auf mein Ringen und Beten sichtbar geschenkt hatte, war von unberechenbarem Segen für mich, wenn auch der betreffende Herr mich in meinem inneren Leben gewaltig überschätzte und ich leider nicht den Mut oder die Demut hatte, ihm zu sagen, was mir fehlte.“

In diesem Bericht wie in dem Gespräch mit Professor Kähler gibt uns Ernst Lohmann einen Blick in sein

Werden auf dem Weg des Glaubens. Es ist vor seinen Augen offenbar nicht in einem einzigen Akt einer Bekehrung vor sich gegangen. Und doch kann er rückschauend nur feststellen, wie ihn sein Herr Zug um Zug vom eigenen Wesen gelöst und in seine gewaltige Hand genommen hat. Vielleicht läßt auch das folgende Gedicht etwas von dem Ringen erkennen, das doch im Grunde nur ein Bitten und Flehen ist:

Leg deine Hand auf meine müde Seele,
die müde ist von Irrtum, Schuld und Fehle:
Ich muß zu dir!
Fort, fort aus allem wirren Schein;
o laß mich ein!

Ich war so stolz und groß, nun ist's vorbei,
das Lied ist aus, die Saite sprang entzwei:
Ich muß zu dir!
Schließ mich in deine Arme ein;
o laß mich ein!

Das ist so schön, du hast aus Gnaden
auch mich zu dir ins Vaterhaus geladen:
Ich muß zu dir!
Ich muß ins Vaterhaus hinein;
o laß mich ein!

Der Evangelist

Im Jahre 1889 kam an Ernst Lohmann die Berufung in die „Evangelische Gesellschaft für Deutschland“ nach Elberfeld. Sie war 1848 gegründet worden, als die Stürme der Revolution durch unsere Lande tobten. Im gleichen Jahr hatte Johann Hinrich Wichern auf dem Wittenberger Kirchentag die berühmte Rede gehalten, in der er neue Wege zeigte, um unser Volk vom Abgrund des Unglaubens zu retten. In Elberfeld erkannte Pastor Feldner die Stunde, als er den evangelistischen Dienst als den vordringlichsten bezeichnete: „Wir müssen Missionare in Deutschland haben, die mitten aus den Trümmern des Unglaubens die Gemeinde des Herrn sammeln.“

Für Ernst Lohmann war der Weg von Halle nach Elberfeld ein gewaltiger Sprung in ein sehr andersartiges, ungleich schwierigeres Arbeitsgebiet. Mit der Glut seines für Jesus brennenden Herzens warf sich der junge Inspektor in den Dienst. Er geschah im Rahmen der Kirche und mußte in voller Bewegungsfreiheit als ein Freikorps Jesu Christi sich vollziehen. Kein Wunder, daß es an mancherlei Konflikten nicht fehlte, sobald sich kirchliche Stellen, aber auch freikirchliche Bewegungen mit dieser evangelistischen Missionsarbeit auseinandersetzten. Da war es für Ernst Lohmann von entscheidender Bedeutung, daß ihm in dieser oft schwierigen Situation Brüder zur Seite standen. Er hat sie als seine Lehrmeister bezeichnet.

net, Männer wie Pfarrer Fritz Coerper und Fabrikant Julius Schniewind. Von ihnen berichtet er eine bezeichnende Begebenheit auf der rheinischen Provinzialsynode. Professor Freiherr von der Goltz war für die Freiheit der Wissenschaft mit lebhaften Worten eingetreten. Schniewind rief ihm sehr temperamentvoll zu: „Ach, ihr mit eurer lausigen Wissenschaft!“ Nach der Sitzung wollte von der Goltz versöhnend einlenken. Aber Schniewind antwortete: „Herr Professor, als junger Theologe haben Sie ein Buch geschrieben, als Sie in Genf die dortige Erweckungsbewegung miterlebten. Damals haben Sie anders gestanden als heute.“ Der Professor ging still von dannen.

Ohne die Hilfe dieser um vieles älteren Väter im Glauben hätte der neue Inspektor seinen zwanzig bis dreißig „Boten“ nicht dienen können. Aber auch von ihnen lernte er: „Diese Leute aus dem Volk, so mannigfach ausgeprägte christliche Charakterköpfe, hatten mir viel zu sagen, wenn ich mit ihnen durch ihr Arbeitsfeld wanderte.“

In einem ausgedehnten Reisedienst vom Lipper Land bis zum Hunsrück wurden dem Evangelisten die verschiedensten Kreise der Gläubigen bekannt. Es war eine Zeit der Erweckung, die damals von England her durch unser Vaterland ging und sich doch eigenartig und echt, oft aus alten Wurzeln her, in den einzelnen Gebieten ausprägte. Er schreibt darüber:

„Da waren die lebhaften Siegerländer und die etwas schwerblütigen Grafschafter um Moers. Da lebte

Oben auf dem Westerwald fand ich an dem Pastorat in Gebhardtshain in einen Balken eingeschnitten das Wort: ‚Pastor bonus mittit animam pro ovibus.‘ (‚Der Gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe.‘ Joh.10, 11). Hier in diesem Pfarrhaus oben auf dem rauhen Westerwald war dies Wort zur Wirklichkeit geworden und hatte inmitten des rauhen Volkes des Westerwaldes ein lebendiges Feuer angezündet.

In einer elenden Dachkammer einer großen Mietskaserne lebte ein wilder, wüster Geselle. Er bekämpfte die ‚Fienen‘ nicht nur mit Hohn und Spott, er wußte auch seine Faust zu gebrauchen. Da besuchte ihn eines Tages einer, den wirklich die Liebe Christi drang. Er wußte, es war ein gewagtes Unternehmen, da hinzugehen, und rechnete damit, daß er, von den starken Fäusten gepackt, schnell die Treppe hinunterkam. Wie er in die Stube trat, sah er ihn auf seinem elenden Lager liegen. Bei den ersten Worten, die er sagte, gab es sofort eine nicht sehr liebenswürdige Begrüßung; aber unser Freund trat ihm mit der herzlichsten Liebe entgegen. Er nannte ihn mit Vornamen und sagte: ‚Du, Gottlieb, ich will dir was sagen. Deine Eltern haben dich mal Gottlieb genannt, daß du Gott liebhaben solltest. Aber das willst du nicht. Nun will ich dir etwas anderes sagen: Du heißt Gottlieb, weil Gott dich liebhat, und er schickt mich zu dir, um dir zu sagen, daß er dich auch jetzt liebhat.‘ Das kam alles mit einer solchen Herzlichkeit und Liebe heraus, daß der rabiate Mensch völlig entwaffnet war. Es dauerte

nicht lange, da verstanden sich die beiden. — Es kam einmal ein Fabrikarbeiter zu mir mit der derben Einleitung: ‚Jetzt bin ich für den Teufel zu schlecht, nun will ich es mit dem Herrn Jesus probieren.‘ Wie war das gekommen? Er arbeitete in einer Fabrik, in der es streng verboten war, in der Frühstückspause Schnaps zu trinken. Aber er gehörte zu einer kleinen Gruppe Arbeiter, die sich regelmäßig in der Pause zusammenfand in einem Abschlag, in dem allerhand altes Gerümpel untergebracht war. Und dort wurde dann heimlich getrunken. Nun erzählte er mir, er wäre letzthin wieder hineingekommen, wo die andern sich versteckten, um mit ihnen zu trinken. Aber wunderbarerweise wollten sie nichts von ihm wissen. Da war es durch sein Herz hindurchgegangen: jetzt bist du selbst für den Teufel zu schlecht, was fängst du nun an? Das brachte ihn in solche innere Not, daß er zu dem kam, der für Gottlose gestorben ist.“

Ernst Lohmann war durchaus nicht der Meinung, als müsse er der gewaltigen Missionsaufgabe innerhalb seiner Gesellschaft möglichst allein genügen. Er rief Elias Schrenk, den Bahnbrecher der deutschen Evangelisation, und bewog ihn, von Marburg nach Barmen überzusiedeln. Man versteht, wie er bei diesem reifen, nüchternen Zeugen Jesu gelernt hat, was es um eine rechte Evangelisation ist.

„Elias Schrenk stand klein und demütig vor Gott und bezeugte das ‚Allein aus Gnaden‘ durch sein ganzes Leben. So sprach er einmal von seinem Lieb-

lingslied: ‚Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid‘ und nannte als schönste Strophe dann: ‚Und würd‘ ich durch des Herrn Verdienst auch noch so treu in seinem Dienst, gewinn‘s auch allem Bösen ab und sündigte nicht bis ins Grab — so will ich, wenn ich zu ihm komm‘, nicht denken mehr an gut und fromm, sondern: Da kommt ein armer Sünder her, der gern durchs Lösgeld selig wär.‘ “ —

Das waren Klänge aus der Brüdergemeinde, bei denen der reformatorische Grundton gegenüber allem Perfektionismus durchdrang.

Ein zweiter Lehrmeister wurde ihm Pastor Julius Dammann, der Arbeitermissionar in Essen, mitten in der mächtig aufwachsenden Industriestadt. Diesem urwüchsigen Westfalen, der bis heute in seiner Gemeinde nicht vergessen ist, ist mit seiner schlichten, zentralen Christusbotschaft ein weites und fruchtbares Wirken geschenkt worden.

Lohmann sah mit Dammann zusammen klaren Blicks, worum es in diesen Jahren ging. In Berlin rang Adolf Stoecker um die Seele der Arbeiterwelt. Sollte es nicht doch noch gelingen, sie aus den Klammern des christusfeindlichen Sozialismus zu reißen? Nicht durch eine politische Partei, auch nicht durch soziale Gesetzgebung. Der einzig verheißungsvolle Weg schien ihm und denen, die mit ihm am Werk waren, in der Verkündigung des freien und befreienden Evangeliums zu liegen. Dies Volk an der Ruhr

war nicht durch Arbeit und Brot allein zu heilen. Die Zehntausende, die vielfach aus dem Osten gekommen waren, meist aus ländlichen Gebieten, brauchten etwas anderes als äußere Lebensmöglichkeiten, um wirklich in der neuen Heimat einzuwurzeln. Wenn sie in großen Scharen Dammanns Predigten hörten, flammte in Lohmanns Herzen eine Hoffnung auf. Wie, wenn es der Kirche gegeben würde, dies Volk zu Christus zu führen? Sollte in der von antichristlichen Mächten zutiefst ausgehöhlten Volkskirche noch einmal die Stimme des Guten Hirten vernommen werden und die Massen zurückrufen? Und ging es nicht auch darum, die dumpfen Donner einer nahenden Revolution abzuwehren? Von deren Nähe hatte schon Friedrich von Bodelschwingh gesprochen.

Aber die Männer, die dies alles erkannten, mußten es erleben, wie gerade die leitenden Kreise der Kirche kein wirkliches Verständnis für den Gedanken einer umfassenden Volksmission hatten. Die gleiche Tragik hatte kurz zuvor Adolf Stoecker erfahren. Die bürgerliche Welt und der Sozialismus fanden sich nicht. Kirche und Arbeiterschaft blieben getrennt. Blieben der Evangelisation die Türen der Kirche versperrt, wie es leider vielfach geschah, dann wurde der Strom der Erweckung gehemmt, zumal wenn sich die Pastoren mit der Kirchlichkeit ihrer Gemeinde begnügten. Da öffnete sich für Ernst Lohmann ein anderer Weg:

„Ich war noch an der Laurentiuskirche in Halle, als ich von Jasper von Oertzen zur Teilnahme an der

ersten grundlegenden Gnadauer Konferenz aufgefordert wurde. Es war etwas Apostolisches, das einem in diesem Kreis entgegentrat. Kein Gedanke, als ob man eine neue kirchliche Richtung gründen oder eine große Organisation schaffen wollte; aber hier waren Lebenskräfte, von denen eine Bewegung ausging.

Jasper von Oertzen faßte das, was ihn und die andern bewegte, zusammen mit den Worten: ‚Was meine kirchliche Stellung betrifft, so wird es mir von Jahr zu Jahr und von Tag zu Tag klarer, daß unserem armen Volk nur zu helfen ist, wenn die Volkskirche lebendig wird. Wir stecken ja leider noch tief in der Pastorenkirche drin, und da gilt es, mit rücksichtsvoller, aber fester Hand die allgemeine Wehrpflicht einzuführen.‘ Unter den Männern, mit denen er in dieser Sache eins wurde, nenne ich solche wie Professor Christlieb, Prediger Schrenk, Superintendent Schmalenbach, Rektor Dietrich, Generalsuperintendent Geß, Pastor Pirscher, Graf Bernstorff. Als man sich über die grundlegenden Linien klar wurde, da kam es zu dem Gedanken, einen größeren Kreis zu einer Konferenz einzuladen. Es sollten im höchsten Falle hundert Männer zusammenkommen aus ganz Deutschland. Da waren die altpietistischen Gemeinschaften Württembergs vertreten, die eine bedeutungsvolle Geschichte hinter sich hatten. Da waren die Siegerländer mit ihrem freien reformierten Typus, die Erben Jung=Stillings. Da kamen die vom Rheinland,

wo seit den Tagen von 1848 die Evangelische Gesellschaft eine bedeutungsvolle Evangelisations- und Gemeinschaftsarbeit tat. Da war ein Vertreter der Ravensberger erweckten Kreise, die das Erbe eines Volkening wachhielten, da war ein Rappard, der Leiter von Chrischona. Und dann wieder aus den Gemeinschaften Schleswig-Holsteins, für die das Wirken des ‚Schuhmachers von Husum‘, Sommer, bedeutungsvoll geworden war, aber wo auch in den Grenzgebieten die Einflüsse der dänischen Bewegung von Wilhelm Beck-Orslev und Rosenius unverkennbar waren. Dann aus dem Osten die kleinen zerstreuten Kreise des ‚Reichsbrüderbundes‘, bei denen man den Württemberger Ursprung an stark chiliastischem Einschlag spürte, auch aus Pommern, wo seit der Zeit des Pietismus durch das 18. und 19. Jahrhundert Erweckungsluft wehte in dem ‚Ring und Regen am Ostseestrande‘. Und dann auch Theologen, die von der Oxfordbewegung in den siebziger Jahren einen gewaltigen Anstoß empfangen hatten. Theologisch betrachtet, große Unterschiede, aber doch völlig eins in dem großen Einen. Aber was wollten wir denn? Sollte eine machtvolle Organisation geschaffen werden? Oder was war der Sinn dieser Sache? Es lag ja sehr nahe, eine große Mitgliedschaft zu sammeln, Vorstände zu bilden mit Ausschuß und Generalversammlung, ein literarisches Organ für die Vertretung in der Öffentlichkeit in der Kirche. Nichts von alledem! Es war auch keine Konferenz zu theologischen Erörterungen

und Disputationen, obwohl Schrenk damals den Ausspruch tat: ‚Die Gnadauer Konferenz hat die Aufgabe, die biblischen (oder auch reformatorischen) Begriffe klarzustellen.‘ Das Gepräge der biblischen Münze war etwas verwischt und undeutlich geworden in der Reihe der Jahrhunderte. Aber es war nicht gemeint: auf theologisch=wissenschaftlichem Gebiet. Richtig verstanden, hatte das scharfe Wort Schrenks Geltung: ‚Der Pastor ist unbrauchbar, der noch nicht das Leichenbegängnis seiner Theologie begangen hat.‘ Ja, aber was dann?

In den ersten Tagungen der Konferenz war alles bewegt von dem Ernst der Stunde; hier war ein klarer Blick für die Krisis in unserem Volksleben. Ja, man spürte, daß die Zeit gewaltig an die Tore der Kirche pochte. Man sah den Weg allein in einer inneren Erneuerung, Belebung und Erweckung der Kirche. Daß man als Zeit der Tagung Pfingsten gewählt hatte, war nicht nur äußerlich. Es lag darin ein Programm. Die Kirche sollte erinnert werden an ihr Geburtszeugnis, daß sie zu Pfingsten geboren war.

Nicht mit menschlichen Kraftanstrengungen war das Schiff der Kirche vorwärtszubringen, sondern es mußte der Wind in die Segel kommen. Ohne diesen Wind waren die Segel erschlafft. Aber kam der Wind, dann waren sie gespannt. — Es ist gut, die Tradition zu wahren, Sitte und Gewohnheit. Aber die Gefahr ist da, daß alles eingesetzt wird in den Schematismus, und daß an Stelle der Wirklichkeit spekulative Gedan-

kenbilder treten. Und dann verliert man den Maßstab für die Beurteilung der Sachlage. Man bekommt ‚Narkose‘ für den leidenden Kranken, aber nicht Genesung. Die ‚normale‘ Temperatur für das kirchliche Leben ist dann ‚Null Grad‘. Aber das wirkliche Normale nach göttlichem Maßstab ist Siedehitze, ‚brennend im Geist‘.“

Eben das erfuhr Ernst Lohmann auf der ersten Gnadauer Konferenz. Jasper von Oertzen, ein früherer Offizier und ostpreußischer Rittergutsbesitzer, leitete sie. „In seiner schlichten Einfachheit war er ein lebendiger Beweis, wie sehr es bei den Wirkungen im Reiche Gottes ausschließlich und allein auf den Heiligen Geist ankommt. In seiner Rede war nichts Glänzendes, und doch hatte sie eine durchschlagende Kraft. Ich erlebte es, wie in eine seiner Versammlungen ein gebildeter, aber innerlich dem Evangelium ganz fernstehender Mann hineinkam und in dieser einen Stunde völlig überwunden wurde. Ich stand menschlich vor einem Rätsel, aber dann schaute ich in geheimnisvolle Zusammenhänge hinein. Oertzen hatte, wie ich im Vertrauen erfuhr, mit einem ihm sehr nahestehenden Freunde das Abkommen getroffen: wenn er zu sprechen habe, sollte der ernstlich anhalten mit Beten und ebenso umgekehrt.“

In der Verbindung mit Elias Schrenk und Julius Dammann wurden die evangelistischen Gaben Lohmanns erst recht erweckt. Sie führten ihn nach einem sehr fruchtbaren Besuch in Genf zu neuen Wegen in

der Traktatmission. Wöchentlich gab er die „Volksblätter“ heraus, aus denen später das weitverbreitete Blatt „Für Alle“ erwuchs. Mit seinen praktischen, das Leben illustrierenden Bildern und kurzen Artikeln ist es bis heute ein Missionar. In der Art von Spurgeon konnte es, schlicht und entscheidend klar zugleich, den Ruf Jesu nahebringen. Hier ging es um den dringenden Appell: Jesus steht an deiner Tür! Überhöre sein Anklopfen nicht! Es gibt ein Zu spät im Leben!

Da findet man in einer Nummer von „Für Alle“ (12. 6. 1910) ein Beispiel, wie damals von seinem Herausgeber das Wort wohl an hunderttausend Leser herangebracht wurde:

„Christus ist gekommen, um die Sünder selig zu machen. Der entscheidende Punkt ist der, daß man das im Glauben faßt, daß dies auch für mich ist. Es ist wahr: wenn wir durch die enge Pforte hindurchgehen wollen, dann kommt der Feind mit seinen feurigen Pfeilen und sucht uns davon abzubringen. Es will sich wie eine Zentnerlast auf unsere Seele legen — ja, es ist alles wahr, aber es ist nicht für mich! Dann muß der Heilige Geist die Liebe Gottes vor Augen halten: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Dann wird dir offenbar, daß die Liebe Gottes viel größer ist als deine Gedanken, daß er ein starker Held ist, der aus Ecken und Winkeln errettet.

Vielleicht denkst du: ich muß erst besser werden.

Das klingt so fromm, aber diese List Satans ist schlimmer als die erste. Bei dem ersten Betrug, bei dem er dich verblendete, der Sünde zu folgen, stellte sich doch bald heraus, daß die Früchte der Sünde bitter waren. Aber nun quält er dich auf andere Art. Darum bitte den Geist Gottes, daß er ein Werk an dir tut! Das Lösegeld ist gezahlt, und du kannst frei werden, ein Eigentum Jesu Christi mit Leib, Seele und Geist, über das er zu gebieten hat. Und wo er gebietet, da ist Freiheit. Ist er dein Herr, regiert er über dich — oder regierst noch dein eigener Geist?“

„Es wird auch dir einst eine Stunde kommen,
da ist es leer um dich — du bist allein.
Es ist des Lebens letztes Licht verglommen,
und dann wirst du unnennbar einsam sein.
Die Hände müssen in die Kissen gleiten,
die wild nach allen Sternen einst gefaßt.
Das falsche Bild verträumter Seligkeiten
wie fahler Schimmer in der Nacht verblaßt.
Du mußt den bitteren Rest des Kelches trinken,
die ausgebrannte Seele bang zerquält.
Du wirst dem Tode in die Arme sinken. —
Dann wirst du wissen, daß dir Christus fehlt.“

So hat Ernst Lohmann evangelisiert. Wer ihn selbst

gehört hat, weiß, mit welcher schlichten Art er das tat, und wie er auf alle äußeren Künste verzichtete. Er konnte die Geschichten von Jesus, etwa die Begegnung mit der großen Sünderin, so erzählen, daß man meinte, sie zum ersten Mal gehört zu haben. Dazwischen brachte er Erlebnisse aus dem eigenen Leben, aber niemals aus seinen Begegnungen mit Menschen in der Beichte. Er sprach auch nicht sehr lang, weil er zum Schluß noch einlud, es möchten doch die zurückbleiben, die nicht gleich in ihre vielleicht sehr andersartige Umgebung kommen wollten oder in ihre große Einsamkeit. So war es kein Drängen, wenn er in diesen Nachversammlungen noch einmal von der großen Liebe Jesu sprach, die jeden der Anwesenden an diesem Abend suchte.

Er rechnete mit der Gegenwart des Herrn, dessen Wort Menschenherzen bekehren will und kann. Es ist ihm bis in die letzten Dienste in hohem Alter geschenkt worden, ganze Gemeinden und Gemeinschaften zu einem Aufbruch zu führen. Der Schreiber dieses Lebensbildes darf es mit tiefem Dank bekennen, wie es einst, zu Beginn der zwanziger Jahre, in Küstrin zu einer Erweckung kam und sich nach den Tagen der Evangelisation Hauskreise bildeten und eine Versammlung entstand. Es sind viele damals zum Glauben gelangt und haben es erfahren, welch unsagbare Freude Jesus in ihr Leben brachte.

Was der Evangelist selbst bei solchem Dienst empfand, sagen uns die folgenden Verse:

Schiffer, sag an: Ist die Fahrt noch weit?
Stürme und Wogen die ganze Zeit!
Wo ist das Land, da nach rastlosen Mühen
himmlischer Freude Rosen erblühen?
Schiffer, sag an!

Schiffer, sag an: Wo ist die Stadt,
wo die dürstende Sehnsucht wird freudensatt,
wo die Herzen nicht mehr an Wunden verbluten,
selbst sich verzehrend in brennenden Gluten?
Schiffer, sag an!

Schiffer, fahr zu! Dort ist Land!
Vorwärts, nur vorwärts zum Heimatstrand!
Arme der Liebe sich um uns legen,
Wundern der Wonne eil' ich entgehen.
Schiffer, fahr zu!

Der Reisedienst mit seinen starken Anforderungen und Anregungen entsprach ganz gewiß der beweglichen, angriffsfreudigen und zugleich werbenden Art des Inspektors der Evangelischen Gesellschaft. Und doch sehnte er sich, vielleicht unbewußt, nach einer konzentrierten Arbeit, wie sie ihm die abgegrenzte Tätigkeit in einer Gemeinde zu geben versprach. Er hat den Schritt von Elberfeld nach Frankfurt nicht bereut. Im Gegenteil, diese Jahre an der Christuskirche (1891—1896) sind die schönsten seines Lebens geworden.

Der Großstadtpfarrer

In Frankfurt war es zu einer Absage an den Rationalismus gekommen, als unter der Führung von lebendig im Glauben stehenden Kaufleuten und Industriellen Kapellengemeinden entstanden. Sie blieben innerhalb der Landeskirche, waren aber in ihrer Verwaltung ganz frei, zumal sie für ihren geldlichen Bedarf selbst aufkamen. So war es für Ernst Lohmann ein Ruf, dem er mit Freuden folgte, konnte er doch gerade in einer solchen Gemeinde dem missionarischen Auftrag mit vollem Einsatz dienen. Er sah auch diesen Abschnitt seines Lebens als eine „neue Gottesschule“ an. Dazu halfen ihm die hier vorhandenen „Lehrmeister“: der Patron der Christuskirche Moritz Bernus, der Bankier Carl de Neufville und Pastor Correvon von der französischen Gemeinde. Auch mit Friedrich Naumann und Martin Rade hatte er damals in Frankfurt manche Begegnung.

„Nun gab es Frühlingstage in meinem Leben. Solche Frühlingstage bringen einen wunderbaren Schimmer mit ihrem geheimnisvollen Erwachen in unser Leben. Wer draußen in der Natur im erwachenden Frühlingwald einen Tag erlebt hat, wenn alles von der Frühlingssonne durchsonnt ist, wenn in der Luft ein tiefes, frohes Singen schwebt, wenn in unserm Herzen ein Ahnen vom neuen Werden erwacht, der weiß, wie solch ein Tag eine eigenartige Weihe in unser Leben bringt. So ist es in tieferem Sinn, wenn wir einen

Geistesfrühling erleben, der uns das Große, Gewaltige erleben läßt: ‚Gott macht alles neu!‘ Noch nach Jahrzehnten, wenn die Gedanken dahin zurückgehen, erfrischen und beleben sie uns beim Wandern auf einer heißen, trostlosen Strecke unseres Lebens. So durchlebte ich die Zeit an der Christuskirche in Frankfurt.

Es wirkte verschiedenes zusammen, daß sehr bald eine Bewegung in der Christuskirche entstand. Es sammelte sich eine Gemeinde von Suchenden und Erweckten, Fragenden und Forschenden. Fort und fort erlebten wir, wie von Gott Leute in die Christuskirche geführt wurden, die dem christlichen Leben ganz fremd gegenüberstanden, und noch nach Jahrzehnten hörte ich durch persönliche Zeugnisse, wie Großes in der Verborgenheit da geschehen war.“

Dazu kam, daß damals Frankfurt der Treffpunkt vieler Männer war, die durch die Erweckungsbewegung zusammengehörten. So sah man die Brüder Stockmayer aus der Schweiz, den Berner Diakonissenvater Dändliker, Bovet, den Mann des Blauen Kreuzes, Hudson Taylor, den Begründer der China-Inland-Mission, und Baedeker, den Evangelisten der russischen Gefängnisse. Wieviel Segensströme sind durch diese Zeugen in die Gemeinde gelangt! Wie weitete sich dadurch der Blick für die mannigfachen Missionsanliegen! Auch die Arbeit unter den Studenten hat zu Beginn der neunziger Jahre starke Anregungen empfangen, wobei Lohmann auf zwei Konferenzen in Frankfurt mitwirkte. Aus diesen Zusammenkünften

erwuchs die Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung (DCSV). Sie ist für unsere Universitäten mit ihrer missionarischen Wirksamkeit von großer Bedeutung geworden.

Wie vielen Menschen konnte auch das Pfarrhaus dienen, in dem seit der Elberfelder Zeit im jungen Ehestand die Lebensgefährtin mitwirkte! Annemarie, geborene von Werthern, ist dem vielbeschäftigten Mann bis zu seinem Tode die treueste Helferin gewesen, die Mutter von sechs Söhnen und einer Tochter. Was war das für ein fröhliches Leben im Aufblühen dieser Familie! Noch in seinem Alter konnte Lohmanns Herz sich weit auftun, wenn ihm auf seinen Reisen ein Kind des Hauses begegnete, in dem er zu Gast war. Dem wandte er seine ganze Liebe zu und hatte es, noch nach Jahren, nicht vergessen.

„Wir leben gemeinhin in der Welt der anständigen, ehrbaren Leute. Da gilt ‚bürgerliche Ehrbarkeit‘, da bewegt sich alles in hergebrachten gesellschaftlichen Formen. Mögen auch die sittlichen Grundsätze bei vielen ins Wanken geraten, aber man weiß doch den guten Ton zu wahren. Da sind gewisse Schranken, die nicht durchbrochen werden dürfen, sonst ist man verfemt und ausgestoßen. Aber es gibt ein paar Schritte von uns in derselben Stadt, in der wir leben, eine ganz andere Welt, den meisten ein ‚unbekanntes Land‘. Die Polizei, das Gericht, die Fürsorge weiß davon. Aber sonst meidet jeder auf das ängstlichste jede Berührung damit. Irgendein religiöser Einfluß

dringt kaum in diese Schichten. Es sind zwei Welten, die durch eine tiefe Kluft getrennt sind, wie zwischen den hundertprozentigen Amerikanern und den Negern. Und nun ganz besonders in Frankfurt am Main, dieser vornehmen Stadt voll bürgerlicher Tugend und einer sehr anständigen Wohltätigkeit. Der Dienst, den ich zu tun hatte an der Christuskirche, war voll und ganz auf diese ‚höheren‘ Kreise eingestellt. Aber dann wurde ich in Frankfurt am Main in eine andere Welt eingeführt und machte Entdeckungsreisen wie in einem unbekanntem Land. Ich tat Blicke in das Milieu der Kaschemmen, in die Unterwelt der Großstadt, wo die ‚Entgleisten‘, die ‚Gezeichneten‘ wohnten, die Ausgestoßenen und Herabgesunkenen. Es war eine eigenartige Gesellschaft, fast ebenso von uns geschieden wie Patagonier und Papuas von der europäischen Kulturwelt. Aber auch in diesen Kreisen hob sich noch ein besonderer Typus hervor. Ich möchte diese Sorte zu den ‚Vaganten‘ zählen. Man trifft da ganz hervorragend begabte Menschen. Ich glaube, nirgends findet man diese abenteuerlichen Gestalten so wie in Deutschland. Es ist, als ob das ein Erbe wäre aus der Zeit, da noch Scholaren auf den Straßen ihr ungebundenes Leben führten. Es sind Menschen, denen alle gesetzlichen Schranken unerträglich sind. Sie stehen im heftigen Kampf gegen alle Einengung, gegen alles ‚Spießbürgertum‘. Alle Traditionen, alle Sitten, selbst die staatlichen Gesetze sind ihnen wesensfremd. Sie sprechen ihre eigene Geheimsprache, die viel uraltes Gut

bewahrt hat. Von der ‚Kundensprache‘ der alten Wandergesellen, ja selbst von den Zigeunern haben sie manches übernommen. Mit ein paar freundlichen oder ernstern Worten ihnen zu helfen, genügt nicht. Und es war eine besondere Fügung in meinem Leben, daß ich diesen Vorstoß in dies ‚unbekannte Land‘ machen konnte. Zunächst war es ein ganz schwacher Versuch. Ich kam mit einigen in Berührung, wie so viele andere, und wählte ein sehr einfaches Mittel, um ihnen nahezukommen. Ich lud mir eine Anzahl Männer, die ich in den Elendsquartieren kennengelernt hatte, als Gäste in mein Haus zum Abendessen. So saßen sie an einem wohlgedeckten Tisch mit mir zusammen. Das war eine eigenartige Tischgemeinschaft. Nicht nur Männer aus der Tiefe, sondern auch solche, die verbittert und enttäuscht einen gewissen Zorn gegen alles, was von der Kirche kam, hatten. Aber solch eine Tischgemeinschaft bringt einander sehr nahe. Es ging oft ganz originell zu. Ich entsinne mich, daß plötzlich einer sagte: ‚Jetzt habe ich etwas entdeckt!‘ Alles horchte gespannt auf, und ich sagte: ‚Nun, was haben Sie entdeckt?‘ Da kam es ganz urwüchsig heraus: ‚Ich habe gemerkt: es gibt zweierlei Pfaffen.‘ Allgemeine Heiterkeit! Bis dahin hatte er alle Pfaffen für eine ganz infame Sorte von Menschen gehalten. Jetzt machte er die Entdeckung, daß es auch noch eine andere Sorte gäbe, die ganz menschlich mit ihm verkehrten. Aber es gab auch so manchen Zug, der mich innerlich erschütterte. Einer, der neben mir

saß, der den Namen ‚Mainbutz‘ von den andern erhalten hatte, weil sein Nachtlager gewöhnlich in irgendeinem Winkel am Main war, wurde vergeblich von mir genötigt, beim Essen ordentlich zuzulangen. Ich bemerkte dann, wie er versuchte, heimlich das ihm Aufgenötigte in eine Tasche verschwinden zu lassen. Und da machte ich dann bei genauerer Nachforschung die Entdeckung, daß der arme Kerl durch Alkohol so vergiftet war, seine Magenwände so verdorben, daß er festes Essen nicht mehr vertragen konnte. Aber ich sollte noch einen Schritt weiter tun, um in diese ‚andere Welt‘ hineinzukommen.“

Das Wartezimmer des Pfarrhauses füllte sich mehr und mehr. Eine Schwester mußte angestellt werden, um den zahlreichen Anliegen wenigstens vorläufig zu genügen. Aber die äußere Not, um die es häufig ging, war nicht die eigentliche. Sie vermochte auch durch die reichen Spenden der Frankfurter nicht wirklich behoben zu werden. Ein besonderes Ereignis wies einen Weg, auf dem es unabweisbar weiterzugehen hieß.

„Die Gehilfin aus meinen Sprechstunden war eines Tages einem ‚Fall‘ nachgegangen und kam ganz erschüttert wieder, was für ein Elend sie entdeckt hatte. Was sie erzählte, veranlaßte mich dann, selber hinzugehen. Ich kam in einer elenden Gasse in der Altstadt an ein Haus, in dem eine übelberüchtigte Kaschemme war. Ich stieg die gebrechlichen Treppen hinauf und fand dort in Ecken und Winkeln schmutzstarrendes,

verlumptes Elend. Als ich wieder die Treppe herunterstieg, hielt ich es doch für meine Pflicht, nun auch im Erdgeschoß in diese Spelunke zu gehen. Da saßen in wirren Haufen inmitten dieser Atmosphäre von Schnaps und Elend Männer, jung und alt. Als ich unter sie trat, erhob sich zunächst ein wüster Lärm. Die einen tobten und fluchten gegen mich. Aber wunderbarerweise brachte der größere Teil die Schreier zum Schweigen, so daß ich ungehindert sprechen konnte von dem Erbarmen und der Rettermacht Christi. So hatte ich eine improvisierte Versammlung in dieser ‚anderen Welt‘. Als ich bald darauf wieder in demselben Hause jemanden, der schwerkrank dalag, aufsuchte, hatte ich mich etwas lange aufgehalten und wollte daher unten an der Kneipe vorbeigehen. Aber da geschah etwas, das dann entscheidend für mich war. Ein Haufen der Männer, die in der Kaschemme saßen, stürzten heraus auf die Straße mir nach und riefen: ‚Sind wir denn so schlecht, daß auch Sie nichts mehr von uns wissen wollen?‘ Reumütig sah ich meinen Fehler ein, ging mit ihnen zurück und hatte die zweite Versammlung dort in dieser Schnapsschenke. So wußte ich, daß ich hier eine Aufgabe hatte, an der ich nicht vorübergehen durfte, weil sonst niemand da war. Ich wollte nicht ‚an der anderen Seite‘ (Luk. 10, 31. 32) vorübergehen.“

Aus diesen Besuchen erwuchs nun für Lohmann, ähnlich wie einst in Halle, eine neue Arbeit. Er wollte und konnte nicht nur Prediger in der Christuskirche

vor den angesehenen und führenden Leuten Frankfurts sein. Ihn drängte es unwiderstehlich, den Armen und Elendesten nachzugehen. So mietete er in einem alten Gebäude, dem „Saalhof“, einen Raum, der ein großes Fenster nach der Gasse hatte. Dorthin lud er, von treuen Helfern unterstützt, auf den Straßen und in Spelunken ein. Plakate halfen, aber persönliches „An-den-Arm=nehmen“ war noch wirksamer. Und der Saal war bald gedrängt voll. Natürlich konnte hier kein üblicher Gottesdienst gehalten werden. Da mußte ganz schlicht, sehr bildhaft und nicht zu lang gesprochen werden. Eine gespannt und andächtig lauschende Zuhörerschaft war der Dank für dieses Eindringen in die „andere Welt“.

Aber mit diesem Vorstoß durch das verkündigte Wort war es noch nicht getan. Es galt ja, Menschen handgreiflich aus dem Sumpf herauszureißen. Dazu bedurfte es eines Heimes. Ähnlich wie Vater Bodelschwingh gegen Ende seines Lebens die Kolonie Hoffnungstal vor den Toren Berlins für die Trinker aus den Nachtasylen gründete, hat Ernst Lohmann mit dem „Brückenhof“ eine Stätte geschaffen, die vielen Menschen in der Tat die Brücke zu einem neuen Leben wurde. Opferwillige Frankfurter gaben ihm die Mittel, am Weichbild der Stadt ein Haus mit etwas Gartenland zu kaufen. Bald war das Haus gefüllt, und ein prächtiger Hausvater aus dem Hessenland übernahm die Sorge für die sehr bunte Familie. „Wir haben Wunder über Wunder erlebt, mit denen Gott

den Dienst der Liebe des treuen Hausvaters segnete.“ Gewiß trotz mancher Enttäuschung! Aber dieser Brückenhof ist eine Rettungsarche geworden für gestrandete Menschen, die buchstäblich hoffnungslos am Wegrand angekommen waren. Was der Alkohol und das liederliche Leben in Unzucht, Arbeitsscheu und Diebstahl angerichtet hatten, brandete oft wie ein wilder Strom an die Pfeiler der „Brücke“. Aber die Macht der Liebe war stärker und hat ungezählte Menschen überwunden. „Hier in der Familie des Brückenhofs gab es keine äußeren Unterschiede; da waren neben dem Vaganten, dem Bruder von der Landstraße, dem wüsten Rowdy, auch Entgleiste, die aus höheren Schichten herabgesunken waren: Pastor, Fabrikdirektor u. dgl. Von einem solchen gibt Ernst Lohmann einen Bericht, den der Betreffende selbst verfaßt hat:

„Bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahr habe ich dem Satan gedient, und ich hatte es so weit gebracht, daß ich alle meine Genossen überragte. Und wenn die Wut über mich kam, dann wurde alles zerschlagen. Doch auch für mich sollte die Stunde der Errettung kommen. Ich kam in meinem zwanzigsten Jahr nach Bockenheim, wo ich als Eckensteher, Sackträger, Gelegenheitsarbeiter mein Wesen trieb. Eines Tages kam ich angetrunken die Schloßstraße entlang und kam mit Passanten in Konflikt, und bald war eine Keilerei so recht im Gange. Da tritt ein Mann auf mich zu und packt mich am Arm. Schon wollte ich meine Wut an ihm auslassen, da war ich durch den ernsten Blick des

Mannes getroffen. Als er mich aufforderte, mit ihm zu gehen, glaubte ich, er sei ein Geheimpolizist, aber ich wurde eines anderen belehrt. Er führte mich in ein Haus und sorgte da für ein Nachtlager. Als ich mich ausgeschlafen hatte und erstaunt war, in dieser Umgebung zu sein, fand ich in einer meiner Taschen einen Zettel, auf den der Mann einige Worte geschrieben hatte: ‚Lieber junger Mann! Wollen Sie ein anderer Mensch werden, dann kommen Sie heute abend in den Falkenhof in der Falkstraße in Bockenheim!‘ Aber unter Lachen und Spotten ging ich wieder die alten Wege. Des Abends wollte ich eben wieder in die Kneipe gehen, da stand der Mann von gestern vor mir, nahm mich beim Arm, und wir gingen zusammen weiter. Unter dem Gespräch waren wir an den Falkenhof gekommen. Wir kamen in ein Zimmer, und dort fielen mir auf einem Wandspruch die Worte auf: ‚Der Tod ist der Sünde Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben.‘ Es waren dort noch einige andere Männer, die mit mir sprachen. Als ich dann nach Hause ging, hatte ich keine Ruhe mehr. Ich konnte das Bibelwort nicht vergessen. Wie in glühenden Buchstaben stand es in meinem Herzen. Und einige Tage darauf warf ich mich in die Arme meines Herrn. Ich konnte beten, und zwar zum ersten Mal in meinem Leben. Aber es ging dann noch durch schwere Kämpfe. Eines Tages ging ich wieder an einem Wirtslokal vorbei, in dem Tanzmusik war. Der Teufel flüsterte mir zu: ‚Du kannst doch einmal hineingehen, du brauchst ja

nicht zu trinken.' Aber kaum war mein Gesicht in dem Türrahmen erschienen, kamen schon meine alten Kumpane von allen Seiten auf mich zugestürzt. Meine Gedanken und mein Gewissen wurden durch Trinken betäubt, und ich fiel. Aus Scham über meinen Fall, da ich mich als ein verachtetes Individuum ansah, zog ich wieder in die Welt. Aber Gott hatte mich nicht vergessen. In Heidelberg bettelte ich bei dem Pastor Coerper. Er sprach mit mir, ließ mich an die Bahn bringen, und ich wurde wieder nach Frankfurt zurückgebracht. Und Gott hat sich noch einmal meiner erbarmt. Ich darf jetzt als ein Geretteter dem Herrn dienen."

Solche Erfahrungen gaben der Verkündigung und dem praktischen Dienst im Brückenhof einen mächtigen Auftrieb. Die in der Christuskirche versammelte Gemeinde merkte, daß sie zum missionarischen Angriff gerufen war, zum „Vorstoß in ein unbekanntes Land“.

Lohmann selbst gewann in diesen Jahren einen noch tieferen Einblick in die Macht der Sünde und des in ihr sich auswirkenden Satans. Er wußte nun, daß es hier um einen Frontkampf ging, der es nicht mit Fleisch und Blut, sondern mit der geballten Gewalt der Finsternis zu tun hatte. Wie nie zuvor ist ihm in dieser Schlacht die Größe des Sieges Jesu, die Kraft seines Kreuzes im Wunder der Errettung verlorener Menschen offenbar geworden.

Unerwartete Lebenswende

Ernst Lohmann hat sich immer wieder gefragt, wie es möglich war, die ihm so ans Herz gewachsene und gesegnete Arbeit an der Christuskirche zu verlassen. War es nicht doch ein eigener Schritt und nun fast ein romantischer, der ihn plötzlich bis in den Orient führte? Es kam aber so: In einer amerikanischen Zeitschrift hatte er die Schreckensberichte über die unerhörten Grausamkeiten und Bluttaten gelesen, die in der Türkei geschehen waren. Auf Befehl des Sultans Abdul Hamid hatten die Kurden in den armenischen Gebieten Kleinasiens die Verfolgung der christlichen Bevölkerung aufgenommen. Zehntausende sind damals, 1894/95 und später im ersten Weltkrieg, ermordet worden. Der Haß der Moslems gegen die Christen brach hier in erschütternder Weise auf. In Deutschland wußte man nichts von diesen Vorgängen. Die europäische Presse schwieg, weil sie, wie Lohmann zuverlässig erfuhr, durch Schweigegelder aus Konstantinopel bestochen war. Die deutsche Regierung wollte es nicht zu einem Konflikt mit der Türkei kommen lassen und verhielt sich ebenfalls völlig zurückhaltend den furchtbaren Ereignissen gegenüber.

Nach ernstem, schwerem Ringen entschloß sich Lohmann, die ganze Sache an die Öffentlichkeit zu bringen. In großen Versammlungen hin und her in Deutschland berichtete er, was im Orient geschehen war. Die verschiedensten Kreise wurden wach und

entschlossen sich zur Tat. Eine Schar mutiger Pioniere zog in das „Land des Blutes und der Tränen“, um einen ersten Einblick zu gewinnen, wie man dort helfen könne. Menschlich gesehen war das ein Wahnsinn, da sie auf jeden Schutz von seiten des deutschen Konsulats verzichten mußten. In mehreren, oft gefahr- vollen Reisen verschaffte sich Lohmann selbst ein umfassendes Bild, um tatkräftig eingreifen zu können. Es sollte aber kein nur soziales Unternehmen werden. Das Missionswerk des „Deutschen Hilfsbundes für christliches Liebeswerk im Orient“ hat nicht nur blühende Waisenhäuser, Werkstätten, Schulen, Krankenhäuser und ein Lehrer- und Predigerseminar gegründet. Es war vor allem auch eine Evangelisationsarbeit in starkem Einsatz, um dem sterbenden Volk der Armenier den wichtigsten Dienst in seiner schwersten Stunde zu tun. Die deutsche Gemeinschaftsbewegung stand betend und opfernd hinter dem allen. Aber weit darüber hinaus haben damals viele Menschen große Summen geopfert, im Gewissen getroffen von der unsagbaren Not.

Wir verstehen, daß Ernst Lohmann in der Fülle der nun andrängenden Verpflichtungen den Ruf Gottes erkannte, das Pfarramt aufzugeben. Der überaus schmerzliche Schritt mußte geschehen, auch um der Gemeinde willen, der er so nicht mehr dienen konnte. 1897 siedelte er nach Schildesche bei Bielefeld über, um von dort aus die Missionsarbeit zu leiten und seine nun erst recht sich anbahnenden evangelistischen und

literarischen Aufgaben zu erfüllen. Er war sich der Schwierigkeit der neuen Aufgaben bewußt, weil er sie nicht nur im Rahmen seiner eigenen Person bei dieser Lebenswende sah. „Weltenbrand“ — so verstand er die letzten Jahre des ausgehenden Jahrhunderts, ganz im Gegensatz zu jenen Zeitgenossen, die von kommenden Katastrophen nichts ahnten oder nichts wissen wollten.

Des Weltenbrandes Flammen schlagen.
Wir hören, wie der Abgrund schreit,
und der Verzweiflung Flügel jagen
in gramverzerrte Bitterkeit.

Zerrissen liegt, in Staub getreten,
was groß und heilig war gedacht,
weil wir der Väter Glauben, Beten
in blödem Sinn verhöhnt, verlacht;
weil wir in Sinnenwahn versunken,
gerast, von Erdenblendwerk toll,
von leeren Eitelkeiten trunken,
den Kopf von Narrenweisheit voll. —

Die stolzen Mauern jäh erzittern,
zerschlagen sinkt die morsche Wand:
Gott selber fegt in Ungewittern
das Land jetzt rein von Lügentand.

Doch wenn in Gottes Feuergluten
die Seele groß und stark uns ward,
dann geht trotz sturmzerwühlten Fluten
zu Sieg und Heimat unsre Fahrt.

Im Orient

Dreimal — 1898, 1904 und 1913 — besuchte Ernst Lohmann das Missionsfeld in Armenien. Wir haben von diesen Reisen sehr anschauliche Berichte aus seiner Hand. Sie sind in ihren Einzelheiten Dokumente einer vergangenen Zeit, aber in ihren entscheidenden Zügen greifbare Führungen der „guten Hand Gottes“ über seinem Boten (Nehemia 2, 18).

Wer wollte damals bei jenen trostlosen Verhältnissen einem Europäer Einblick gewähren in das Elend des armenischen Volkes? Alle Wege schienen verschlossen. Da war es dem Reisenden auf seinem ersten Weg eine direkte Gebetserhörung, als ihm im Gespräch mit einem türkischen Pascha der Vorschlag einfiel: „Wenn Sie auch für das Innere Kleinasiens eine Erlaubnis nicht geben können, so sind Sie doch Herr in Ihrem Bezirk und können da machen, was Sie wollen. Und da bitte ich Sie: geben Sie mir die Erlaubnis, in Ihrem Gebiet uneingeschränkt zu reisen!“ Der Pascha ging wirklich darauf ein. Als „Freund des Sultans“ (!) erhielt der Mann der Mission einen Ausweis, der ihm überall Eingang verschaffte.

Durch die zilizische Ebene mit ihren fruchtbaren Gefilden, die einst Paulus besucht hatte, ging der oft abenteuerliche Weg in die Bergwelt des Taurus. Burg-ruinen trifft hier der Reisende, von deutschen Rittern zur Zeit der Kreuzzüge erbaut. Aber er hatte es ja nicht mit der Vergangenheit zu tun. Oder doch? War

nicht der Haß gegen die Christen ein bitteres Erbe der Kreuzfahrerzeit, als man im Moslem den Todfeind sah, den man vernichten mußte?

Aber war es denn noch eine Christenheit, die man in der armenischen Kirche antraf? War sie nicht längst versteinert in ihren alten Formen? „Wir wissen wohl alle viel vom Christentum, aber unser Leben straft unsere Worte Lügen“ — das war das Urteil eines Dorfältesten in jenen Gegenden. Er bat — so berichtet Lohmann — für sich und seine Leute nicht um irgendeine Unterstützung, wiewohl sie mit dem Hunger rangen. Sie hatten nur ein einziges Begehren: Unterweist uns über den Weg des Lebens! Sendet uns einen Boten des Evangeliums! Und warum seid ihr nicht früher gekommen? Ob sie wohl spürten, daß in dem leidvollen Erleben der letzten Jahre Gottes Hand mit starker Hand nach ihnen griff?

Weiter ging es durch die Berggegend im Taurus nach Zeitun, wo einst die blutigen Kämpfe zwischen den armenischen Bergbewohnern und den türkischen Truppen stattgefunden hatten. In den Jahren 1894/95 war es hier zu den furchtbaren Massakern gekommen. Und gerade an diesem Ort entstand eine Erweckungsbewegung. Ein Priester der altarmenischen Gemeinde leitete den Gottesdienst und hielt im Anschluß an die Messe eine evangelische Predigt. Daneben sammelten sich Glieder der Gemeinde zweimal in der Woche zu einer Gebetsstunde für Männer und Frauen. Die Teilnehmer dieses Kreises nannten sich „Liebhaber Chri-

sti“. Durch die vorgeschriebenen Schriftabschnitte der Liturgie war jener Priester einst zum Lesen der Bibel und zur klaren Heilsgewißheit gelangt. „Vor meinen Augen steht eine Zusammenkunft, die wir im Oberzimmer eines Privathauses hatten. Wir saßen zusammen, eng gedrängt, ohne Stuhl natürlich, auf den Teppichen. Um den Priester gruppierten sich all diese malerischen Gestalten der Zeitunmänner mit den dunkelbraunen, wetterfesten Gesichtern, Leute, die mehr als einmal im Kampf für ihr Volk dem Tod ins Angesicht gesehen hatten. Da saßen sie nun zusammen und forschten in Gottes Wort. Mit welchem Ernst und mit welcher Einfalt sie nach der Wahrheit suchten!“

Es brannte hier und in den benachbarten Dörfern das Feuer einer Erweckung, gewiß nicht ohne manche Mängel und Gebrechen und doch in einer Bewegung, die an die Zeit der Apostel erinnerte. Wie zeigte sich das besonders in der brüderlichen Liebe untereinander und in der Kraft, dabei etwas für Jesus zu tun! „Ich durfte damals in diesen Gegenden eine Geistesbewegung erleben, die das Abendrot eines untergehenden Volkes war.“ Als dann im ersten Weltkrieg eine neue Verfolgungswelle über die Armenier kam und ihre völlige Ausrottung beschlossen wurde, haben viele der nun Sterbenden erkannt, daß die Erweckung eine Vorbereitung für sie war.

„So lernten wir, Erweckungen nicht nur unter dem Diesseitigkeitsgesichtspunkt zu betrachten, sondern daß alles zur Verherrlichung Gottes geschieht, auch

wenn es vor Menschaugen scheinbar nichts als Untergang bedeutet. Unter den Tausenden, die den Märtyrertod in jenen Tagen starben, war in Marasch auch ein Grieche Karl Lambos. Er hatte wochenlang im Gefängnis die furchtbarsten Martern erlitten. Es war aber möglich geworden, ihm eine Bibel ins Gefängnis zu bringen. Am 30. November 1916 wurde er hingerichtet. Er konnte noch auf dem Weg zum Richtplatz einen Zettel an seine Freunde schicken, auf dem die Worte standen: ‚Die Stunde ist gekommen‘ (Joh. 17, 1). Noch auf dem Richtplatz unter dem Galgen konnte er seinen fanatischen Henkern mit großer Freudigkeit Christus bekennen. Einer der türkischen Soldaten, der bei der Hinrichtung dabei war, kam dann später auf die Missionsstation und erbat sich ein Neues Testament, um die wunderbare Kraft zu finden, die er bei dem hingerichteten Märtyrer gesehen hatte.“

Ja, das Blut der Märtyrer ist ein Same!

Zum 25jährigen Jubiläum dieser Missionsarbeit schreibt Ernst Lohmann am Ende seines Berichtes:

„Noch eine Frage: Ist es nicht aussichtslos und hoffnungslos, dem armenischen Volk zu helfen? Es sieht jetzt bald so aus. Aber da muß ich auch einen Gedanken aussprechen, der für mich zum leitenden Gesichtspunkt geworden ist. Ich bin überzeugt, daß das armenische Volk eins der begabtesten und tüchtigsten der ganzen Welt ist. Dies Volk hatte eine bestimmte gewaltige Aufgabe im Orient, es sollte eine priesterliche Nation sein, ein Volk, das die großen

Gedanken Gottes hineinbrachte in die Völkerwelt des Orients. Das war Gottes Plan und Gottes Wille. Und nun sehen wir, wie immer wieder durch falsche Einflüsse das armenische Volk auf die Bahn gedrängt wird, im politischen Leben eine Rolle zu spielen. All die edlen und gewaltigen Kräfte werden für eine Utopie geopfert, und dadurch gibt es immer neue Katastrophen. Es wird nicht gelingen, davon bin ich überzeugt. Und erst dann, wenn das armenische Volk seine eigentlichen, von Gott ihm gegebenen Aufgaben erkannt hat, wird es in die rechte Bahn kommen. Für das Werk der Mission liegen die größten und entscheidendsten Aufgaben im Orient. Da ist die deutsche Mission unentbehrlich. Noch ist diese Arbeit in den schwächsten Anfängen.“

In der Mitte des Lebens

Ernst Lohmann war sich bewußt, daß für eine Missionsarbeit im Orient Kräfte nötig waren, Menschen, die der Herr selbst dazu berufen hatte. Es mußte gewissermaßen eine Mobilmachung in der Heimat erfolgen. Von seinem neuen Wohnsitz in Schildesche aus gründete er mit anderen Brüdern die Tersteegenruh-Konferenz. Hier galt es, den Weckruf für die weiten Ziele des Reiches Gottes und die Vertiefung in sein Wort mit den konkreten Anliegen der Mission zu verbinden. Unser Glaubensleben stirbt ab, wenn ihm der Dienst versagt bleibt.

Aber noch intensiver wurde der Ruf, als 1898 das Bibelhaus Malche bei Freienwalde (Oder) entstand. Mit Jeanne Wasserzug, der geistesmächtigen Zeugin, und Frau von Hochstetter und deren Schwägerinnen zusammen hat Lohmann hier eine Bibelschule ins Leben gerufen. Hier sollten zunächst vor allem die Botinnen des Evangeliums für Armenien und auch für Indien zugerüstet werden. Viele Hundert sind bis heute auch in die Heimatarbeit gegangen, in die Gemeinden und in die Werke der Inneren Mission. Von der Malche aus sammelte sich der „Deutsche Frauen-Missionsgebetsbund“ (DFMGB), der bald in ganz Deutschland seine Kreise bildete und eine starke Hilfe wurde. 1911 kam im nahen Uchtenhagen noch ein Brüderhaus dazu. Seit 1900 hatte Lohmann seinen Wohnsitz in Freienwalde, im Zentrum dieser wachsenden Arbeit. Sie war von Anfang an auch dort der Mittelpunkt eines evangelistischen Dienstes. Mit den führenden Männern der brandenburgischen Gemeinschaften richtete er die Brüdertage ein. Sie sind den dienenden Männern der Gemeinschaften eine mächtige Stärkung und Ausrüstung gewesen. Sie haben umgekehrt auch das Bibelhaus in die Bewegung gezogen, die damals um die Jahrhundertwende um die Erweckung unseres Volkes kämpfte. So war es eine große Front, die von der Malche aus Heimat und Mission umfaßte.

Diese Jahre vor dem ersten Weltkrieg wurden von Lohmann und seinen Mitarbeitern in höchster An-

spannung aller Kräfte ausgekauft. Sie erhielten ihre besondere Bedeutung durch eine starke schriftstellerische Arbeit. Diese war durch die evangelistische, aber vielleicht mehr noch durch die unterrichtliche Tätigkeit im Bibelhaus veranlaßt. Im Verein mit andern gab Lohmann „Hefte für Revision der Bibelübersetzung“ heraus. Es war ein ernsthafter Versuch, die verschiedenen Lesarten der Urtexte zur Geltung zu bringen. Historische und geographische Erklärungen gaben lehrreiche Aufschlüsse zum Verständnis der biblischen Zeitgeschichte. Das ganze Unternehmen zeigte, mit welcher Sorgfalt ein Weg beschritten wurde, um auch den schlichten Bibelleser in das Studium der Schrift einzuführen. Galt es nicht überhaupt, den Erweckten den Reichtum der Bibel in zusammenhängenden Auslegungen zu zeigen? Mit großer Freude ging Lohmann an diesen Dienst heran. Schon in Elberfeld hatte er mit Julius Dammann zusammen das Wochenblatt „Licht und Leben“ gegründet. Es ist dann namentlich in der langjährigen Schriftleitung durch Joseph Gauger zu einem führenden Organ mit weitem Blick geworden und bis heute wirksam. Daneben gab Lohmann den „Weg“ heraus, um damit namentlich zur Vertiefung des Glaubenslebens zu helfen. Aus der Arbeit im Bibelhaus erwachsen zahlreiche Schriften, besonders eine Auslegung des Römerbriefes: „An die Heiligen in Rom“. Daraus sei nur ein Abschnitt aus dem 7. Kapitel zitiert: *Unter die Sünde verkauft* (V. 14):

„Der Mensch lebt ohne tieferes Nachdenken und ohne ernste innere Kämpfe gleichgültig dahin. Nun aber kommt in dies Menschenleben hinein die klare Erkenntnis der Rechtsforderung Gottes: Du sollst mein sein, mein Eigentum, unbedingt, uneingeschränkt — und das Gewissen muß ihm beipflichten. Dann beginnt der Kampf, und es wird offenbar, was ich vorher nicht gewußt: daß mein tiefstes Wesen im Grunde im Widerspruch steht zu Gott. Meine innere Lebensrichtung soll vollständig abhängig von ihm sein. Es regt sich der Widerspruch des Unabhängigkeitstriebes: das will ich doch nicht! Und was bis dahin unbewußtes Selbstleben war, das wird bewußte Auflehnung gegen Gott. Ich protestiere dagegen und sage: Nein, das geht zu weit, ich will doch irgend etwas sein in der Welt, daß ich etwas erreiche; ich will meine Sache doch selber durchführen! Gott aber sagt: Du hast gar nichts selber durchzuführen! — Ich will doch meine Gedanken haben! — Nein, sagt Gott, du bist ein Narr, ich bin deine Weisheit! — Du sagst: Ich will doch meine Pläne haben! Nein, sagt Gott, ich will dich mit meinen Augen leiten! — Jetzt wird die Sünde lebendig, jetzt kommt der innere Kampf . . . Es handelt sich nicht nur darum, dieses und jenes aufzugeben, sondern um die Stellung der vollen Abhängigkeit von Gott. Der Weg, frei zu werden vom Gesetz, ist, Bankrott zu machen und zu sagen: Unmöglich, ich kann nicht mehr . . . ! Das Furchtbare wird mir offenbar: Ich habe gemeint, ich könnte auf mir

selber stehen; nun mache ich die Entdeckung: von einer freien, sittlichen Selbstbestimmung ist gar nicht die Rede, ich bin überhaupt nicht frei. Das muß so tief gehen, bis ich in meinem Jammer keinen Ausweg mehr weiß, bis mir das Licht aufgeht: ich muß an das Kreuz mit meinem eigenen Wollen, damit der Heilige Geist die bestimmende Macht wird.“

Wer solche Sätze schreibt, hat es selbst erfahren, was Paulus mit dem Satz meint: Ich bin unter die Sünde verkauft.

In einen besonderen Kampf wurde Lohmann hineingezogen, als die deutsche Gemeinschaftsbewegung sich von den pfingstlerisch gerichteten Kreisen trennen mußte. Seine biblische Nüchternheit ließ ihn bald die ungeheure Gefahr erkennen, die durch den Einbruch der Schwarmgeister drohte. Sein Buch „Pfingstbewegung und Spiritismus“ ist eine klare Absage an alle, die zur Welt des Unbewußten, des Ekstatischen drängten und darin den Ort zu finden glaubten, an dem der Heilige Geist wirksam sei. In überraschenden Parallelen mit dem Spiritismus wies er nach, wie in den Versammlungen dieser Gruppen entweder Jesus oder der Geist zum Reden gebracht werde und man der Meinung sich hingebte, wirkliche, prophetische Botschaft zu hören. In welche Irrtümer und Lügen man dabei verfällt, bezeugte die kleine Schrift an zahlreichen Beispielen. Dem Leser wird erschreckend deutlich, was Epheser 6 von dem unheimlichen Hinter-

grund, von den „Geistern, die in der Luft sind“, geschrieben steht.

Im Jahr vor dem Weltkrieg bereiste Lohmann noch einmal das Missionsfeld in der Türkei. Um die gleiche Zeit wurde in Deutschland die Pastoren-Gebetsbruderschaft (PGB) gegründet, der er mit ganzer Seele angehörte. War hier nicht ein Weg, um der Kirche zu neuem Leben zu helfen? Wenn die Pastoren aufwachten, konnte es auch in den Gemeinden anders werden.

Da brach in all diese ausgedehnte und frohe Arbeit der Krieg ein. Er kam für Lohmann nicht unerwartet. Auf seiner letzten Orientreise hatte er schon erfahren, daß sich die politische Lage zuspitzte. Man rechnete dort mit dem in Kürze erfolgenden Kriegsbeginn. Er kam und mit ihm eine ganz neue Zeit, auch im Leben unseres unermüdlich wirkenden Evangelisten.

Im Weltkrieg

Als vier seiner Söhne ins Feld zogen — der fünfte folgte nach —, hielt es auch den Vater nicht länger daheim. Wo Not am Mann war, hat es ihn sein Leben lang gedrängt, mit einzuspringen. Durch besondere Fürsprache traf eines Tages, direkt vom Kriegsministerium, die Order ein:

„Herr Pastor Lohmann aus Uchtenhagen bei Freienwalde (Oder), 54 Jahre alt, tritt als Kriegsfreiwilliger beim Stabe der 43. Inf.=Brigade ein. Er wird das Bri-

gade=Stabsquartier im Kraftwagen erreichen. Es wird ersucht, ihn ungehindert passieren zu lassen.

Lagiewniki Stara, 2. Dezember 1914

gez. von Hülsen

Generalmajor und Kommandeur.“

In vorderster Linie an der Ostfront, mitten unter den Kameraden als Kamerad, hat dieser Kriegsfreiwillige die ersten Jahre erlebt. Als neben ihm einer seiner Söhne fiel — zwei weitere folgten ihm —, legte sich auf den Vater der tiefe Schatten: „Hier stand man einem ‚Inferno‘ gegenüber, wie es selbst ein Dante nicht schildern konnte. Hier peitschten Dämonen des Hasses und Mordes die gehetzten Menschenseelen, daß die Nerven zerrissen.“ Aber auch die andere Seite sah er: den echten Heldenmut in entschlossener Vereinerung des eigenen, selbstsüchtigen Ichlebens. Von da aus erhoffte er eine Erneuerung unseres Volkslebens, ein Abrücken von der rein materialistischen Weltanschauung, einen Aufbruch sonderlich unter der Jugend: Lebensgewinn unter Lebensverlust.

Aber das Größte war doch, daß er dabei sein durfte, um zwischen Leben und Sterben seinen Kameraden einen Dienst zu tun. Man muß Lohmanns Feldpredigten lesen. Sie sind völlig anders als viele, die damals gehalten wurden. Hier war kein Rühmen der deutschen Kraft, kein Aufruf an die eigene Leistung. Ganz zentral richtete auch hier der Evangelist den Blick auf den Gekreuzigten. Er hatte in vielen Gesprächen im

Schützengraben gemerkt, welche Last auf manchem Soldatenherzen lag: ungeordnete Verhältnisse daheim, unvergebene Schuld. War es nicht ein ganz unermeßliches Geschenk, daß hier ein Seelsorger war, dem man Vertrauen schenken konnte, weil er täglich mit seinen Kameraden lebte und mehr als einmal mit ihnen dem Tod ins Auge geschaut hatte?

Für Lohmann selbst sind jene Jahre eine neue Schule gewesen. So unmittelbar hatte er wohl noch nie in die Seele unserer Männerwelt hineingeschaut. Wie offen sprachen sich die Leute aus, wie unverhüllt erzählten sie ihre Lebensgeschichte! Und wenn es Ernst wurde, vor einem Angriff oder auf dem Verbandsplatz mit schwerer Verwundung, wie öffnete sich da die Tür zur oberen Welt, zum Gebet, zur Beichte, zum Lesen des Neuen Testaments! Das hatten damals noch merkwürdig viele bei sich.

Aber es kam alles anders, als der bis zum November 1918 an der Front Verharrende gehofft hatte. Heimlich hat er mit unserm, seinem Volk an dieser Wunde getragen. Sie hat seine Kraft nicht gebrochen, weil er wußte, daß oft genug Niederlagen in der Geschichte Gottes Siege geworden sind. Gerade jetzt stand vor ihm die entscheidende Frage: Kirche, was hast du diesem Deutschland jetzt zu sagen? Mehr noch: Was ist Gottes Ruf an dich in dieser Schicksalsstunde?

Die Kirchenfrage

Ernst Lohmann erwartete große Dinge von Gott. Er war ein Mann der Erweckung. Was er im Elberfelder Dienst, in der Frankfurter Zeit, in Armenien gesehen hatte, gab ihm die starke Hoffnung: Gott kann auf Trümmern neues Leben wachsen lassen. War nicht auch in Rußland eine Evangeliumsbevewegung im Gange, die an die Tage der Erweckung in Wales erinnerte (1905)? Wenn er an seine Reise durch die singenden Dörfer in England dachte, an den tiefgehenden Geistesstrom jener Jahre, dann jubelte das Herz des Evangelisten. Sollte unser zerschlagenes Volk nicht noch einmal wie in den Tagen der Reformation durch einen Hunger nach dem Wort gesegnet werden und zu einem inneren Aufbruch gelangen?

Zur Neuordnung der evangelischen Kirche rief er auf, nachdem mit dem Rücktritt der fürstlichen Regierungen eine alte Epoche ihr Ende gefunden hatte. „Es ist nicht mehr die Frage, ob Staatskirche oder Freikirche. Die Freikirche ist gegeben. Auch der Gleichgültigste sieht sich genötigt, persönlich über seine Stellung zur Kirche eine Entscheidung zu treffen (!). Nur durch freie Entscheidung ist man Glied einer Kirche. Unmündige und Geistesträge, gewöhnt, sich bevormunden und gängeln zu lassen, suchen vergeblich eine Zuflucht beim Zusammenbrechen der alten Formen. Die evangelische Kirche Deutschlands steht vor der Aufgabe, sich neu zu ordnen. Eine gewaltige,

folgenschwere Entscheidung. Nur wo Überzeugung ist, ist Opfersinn . . .“

Mit solchen Hoffnungen und Vorschlägen nahm Lohmann am ersten Kirchentag nach dem Kriege teil. Aber er wurde bitter enttäuscht. Die Kirchenleitungen hatten durchaus nicht im Sinn, das Band mit dem Staat zu lösen. Zu eng erschien ihnen die Verwurzelung der Kirche im Gesamtgefüge unseres Volkes. „Euch fehlt der Glaube“, urteilte der einsame Rufer. „Du überforderst uns und unser Kirchenvolk“, antworteten die andern. „Ihr habt eine Gottesstunde verpaßt mit euren finanziellen Bedenken“ — so sah der mit seinen Plänen Abgewiesene die Gesamtlage. „Du bist in der Gefahr der Schwärmerei“, dachten die, die sich als nüchterne Realisten verstanden.

Lohmann selbst resignierte nicht. Er tat ein Doppeltes: er studierte den Gang der Kirchengeschichte und warf sich mit Energie in den Dienst der Evangelisation.

Seine Schriften „Die gotisch-germanische Kirche“ und „Die Kirche der Armen“ versuchten zu zeigen, wie es immer durch die Jahrhunderte hindurch eine heimliche Kirche gegeben hat. Sie stand im Mittelalter im Gegensatz zu der anerkannten römisch-katholischen Kirche, aber dem Neuen Testament und damit der Urgemeinde wesentlich näher. Dieser verfolgten, tausendfachem Martyrium ausgesetzten Schar von Gläubigen, die nicht dem Staate hörig und den Dogmen der Kirche verpflichtet war, galt die Liebe des in den Blättern der Waldensergeschichte und anderer

Bewegungen Forschenden. Hier glaubte er die Gemeinde Jesu zu finden, die den Leib Christi reiner darstellte. Hier schien der Geist zu wehen, der auch durch Kreuzwege die Bekenner nur um so gewisser machte. Hier wurde ihm die Gemeinde nach dem Epheserbrief offenbar. Man mag über dieses Geschichtsbild anders denken, vor allem im Blick auf die gotisch=germanische Kirche. Dem Zeugnis vieler Märtyrer in diesen Bewegungen wird man nur mit innerster Bewegung begegnen können.

Waren aber die Züge der neutestamentlichen Gemeinde in der Reformation nicht deutlich genug ans Licht getreten? Lohmann hat im Lutherjahr 1917 mit großem Dank in seiner Schrift „Also sprach Luther“ jenes Thesenanschlages gedacht, der den neuen, verheißungsvollen Weg der Kirche einleitete. Aber was war aus diesem Anfang geworden? Und wie kam es, daß auch der Pietismus nicht die Kraft besaß, seine engen Kreise zu durchbrechen und in die weiten Schichten des Volkes zu dringen? Dem allen sann der in der Geschichte Grabende nach und konnte doch schließlich keine andere Antwort finden als die: die Sache Gottes, seine Gemeinde wird in dieser Weltzeit immer eine angefochtene, kleine und arme sein — Gottes Kraft in der Schwachheit und nicht im Triumph.

Mehr und mehr trat unter dieser Erkenntnis der Blick auf die Zukunft des Reiches Gottes in den Vordergrund. In der Schrift „Tier, Dirne und Prophet“ werden die großen Linien gezogen, die über die Kata-

strophen dieses Äons zur Vollendung des Gottesreiches zielen. Nicht allmähliche Weltverklärung, sondern Verfolgung der Gemeinde durch den Antichristen, „bis daß Er kommt“, der den Heilsplan Gottes in der Welterneuerung zu Ende führt. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt die prophetische Schau dieses Buches das Verlangen der Juden nach ihrem Land. Wir sehen heute, nachdem diese Sehnsucht erfüllt ist, wie Israel der Frage nach seinem Messias nicht aus dem Wege gehen kann.

Die letzten Jahre

Noch achtzehn Jahre waren dem aus dem Kriege Heimkehrenden geschenkt. In unablässigem Reisedienst hat Ernst Lohmann diese Zeit ausgenützt. Auf ungezählten Konferenzen hat er gedient und noch im Herbst 1935 in Polen evangelisiert. Was war das für eine Freude, als es auch da noch zu einer „Erweckung nach alter Art“ kam!

Seine ganze Liebe galt in diesem letzten Lebensabschnitt der Pastoren-Gebetsbruderschaft. Wer ihm dabei auf einer Tagung begegnete, mußte spüren, wie er den Gesamtertrag seines Lebens im Wort in die Schanze schlug. Es war eine gewaltige Schlacht, wenn er Epheser 6 auslegte und uns unvergeßlich einprägte, mit welcher Front wir es zu tun haben. Wie konnte er seinen Hörern Christus als den Gekreuzigten „vor

die Augen malen“, und dies mit einer brennenden, werbenden Liebe, der sich wohl niemand zu entziehen vermochte!

Da stand er in seinem grauen Soldatenmantel, den er noch immer trug, vor uns und prägte uns „einige Sätze zum Besserpredigen“ ein. Er gab sie in dem Heft „Militibus Christi“ (Den Soldaten Christi) heraus. Es seien daraus einige markante Stellen zitiert:

„Nein, kein schellenlauter Tor, sondern Männer des Glaubens, der Kraft, des Gebetes! Wir müssen glauben an einen lebendigen, wirksamen Christus. Ich glaube an den Heiligen Geist, ich rechne mit der Kraft der oberen Welt. Sind wir Beter? Sind wir voll unerschütterlicher Entschlossenheit, erfüllt von unbeugsamem Siegeswillen? Von eisernem Fleiß und stahlhartem Pflichtbewußtsein, aber auch von brennender Liebe und tiefem Verständnis für die Menschen? Ohne das — nichts! Wir sollen Führer sein, das reißt mit fort. Die Welt schaut uns an. Sind wir Glaubensboten?“

Und dann kommen ungemein praktische Winke. „O dieser Kanzelton! Wenn ich es schon höre: ‚Anständige Gemeinde‘ oder: ‚In Christo geliebte Zuhörer!‘

Ziel der Predigt: Frohe Botschaft. Wenn die Menschen uns hören, dann müssen sie aufhorden: Was, so etwas gibt es? So etwas kann man haben, solche Herrlichkeit? Weiter: Zu wem rede ich? Wer nur seine Studierstube oder die Gesellschaftszimmer seiner

Freunde kennt, der soll sich nicht wundern, wenn er eine Sprache redet, die kein Mensch versteht.

Und noch eins: Wieviel wird geredet, gesungen und gesprochen, aber niemand hat den Eindruck, daß es wirkliche Realitäten, erschütternde Tatsachen sind.“

Wir hören diese Sätze nach 40 Jahren, als seien sie heute für uns geschrieben.

Wer in jenen aufgewühlten Jahren nach 1918 mit Lohmann zusammenkam, gewann einen Eindruck von der ungeheuren Bewegung, Spannung und vulkanartigen Explosionskraft, mit der er noch im siebenten und achten Jahrzehnt seines Lebens sprach. Wenn er vom „Toben der Heiden“, vom Aufruhr der Könige der Erde nach dem 2. Psalm redete, hörte man wie noch nie das Lachen Gottes. Der furchtbare Ernst der Weltrevolutionen und die sichere Stütze des im Himmel Wohnenden prallten aufeinander als zwei Wirklichkeiten, an denen niemand vorbeikam.

Wie einst Paulus, so nahm der alte Missionar die jungen Brüder auf seinen Reisen mit. Er gab ihnen Aufträge und besprach mit ihnen ihre ersten Referate. Wie ein Vater hat er auf vielen Pastorenfreizeiten den einzelnen gedient und sie doch nicht an sich gebunden. Seine Ziele lagen jenseits seiner Person. Ihm ging es um Christus und seine Herrschaft.

In seiner Autobiographie faßt er am Ende seines Lebens den ihm gewiesenen Auftrag für Kirche, Mission und Volk in folgenden Sätzen zusammen: „Was

heißt Erweckung? Ich will hier keine theologische Begriffserörterung geben, sondern ganz einfach und praktisch sprechen. Trotz all der Bewegungen im religiösen Leben, die so kennzeichnend für unsere Zeit sind, fehlt etwas, das grundlegend ist. Nur dann, wenn die Menschen sich nicht mehr damit begnügen, religiöse Fragen zu erörtern oder einen kirchlichen Betrieb ins Leben zu setzen, sondern wenn Gott ihnen eine *lebendige Wirklichkeit* wird, gibt es eine gründliche, tiefgehende Bewegung im Geistesleben. Das ist etwas ganz anderes, als ein System zu haben, eine Idee, eine theologische oder philosophische Konstruktion. Die Menschen können in ihrer Weise sehr religiös werden, und doch ist alles ziemlich wertlos. Es ist etwas ganz anderes, wenn Gott eine lebendige Wirklichkeit ist. Es mag sein, daß mit erschütterndem Ernst der Abstand zwischen Gott und den Menschen offenbar wird und die ganze Menschenherrlichkeit in den Staub sinkt vor der Majestät Gottes. Aber dann wird auch offenbar, daß alle menschliche Leistung auf religiösem Gebiet im Grunde wertlos ist. Dann tritt die Barmherzigkeit Gottes so lebendig vor die Seele, daß uns, wie bei Luther, Augustin, Paulus, die beiden Brennpunkte *Sünde* und *Gnade* in ihrer ganzen Wirklichkeit aufgehen. Dann macht der Mensch wunderbare ‚Entdeckungen‘. Das gibt eine grundlegende, völlige ‚Sinnesveränderung‘, wie die Bibel diesen entscheidenden Vorgang bezeichnet. Das alles geschieht nicht als Folge menschlicher Anstrengungen, sondern

als souveräne Tat Gottes, wenn der hochmütige, stolze Mensch vor Gott verstummt und der Seele Schrei um das Offenbarwerden Gottes ringt. — Ohne solche Erweckung versandet das Leben der Kirche.“

Ernst Lohmann ist in der Überwindung mancher enttäuschten Hoffnung auch jetzt nicht müde geworden. In Kassel diente er von 1929 an noch der Reichssekretärschule des Evangelischen Jungmännerwerks und seit 1934 in Brücken an der Helme, seinem letzten Wohnort, der Volksmission im Kreis Sangerhausen. Dort ging er am 18. April 1936 im 76. Lebensjahr, im fünfzigsten „Amtsjahr“, heim. Am letzten Vormittag stimmte er noch ein Lied aus der Erweckung an: „Ich will von meinem Jesus singen.“ Das war sein Leben, „nur ein Leben“, wie er schrieb. Das werden ihm viele, sehr viele bis in die Ewigkeit danken. Auf seinem Grabe steht das Wort: Zu Lob seiner herrlichen Gnade (Epheser 1, 12).

Hat er die wechselnden Dienste in einem halben Jahrhundert als eine Schule aufgefaßt, so lag darin auch das demütige Bekenntnis, durch wieviel schmerzliche Erfahrungen es dabei gegangen ist. Darüber aber stand das kostbare Ergebnis, daß es eine Schule Gottes gewesen war, in der man die Gnade nur völlig unverdient, als ein Sünder, empfängt. Über dem Kampf und alledem, was noch unvollendet war, leuchtete der Strahl der Herrlichkeit aus der oberen Welt. Ihm hat Ernst Lohmann in jenem Gedicht Ausdruck gegeben, mit dem er seine Lebensgeschichte beschließt:

Ich weiß von einer goldnen Stadt,
fernab von Streit und Tränen,
und wer die Stadt gesehen hat,
der wird hier unten nicht mehr satt,
er trägt ein heimlich Sehnen.

Dies Heimweh ist ein eigen Leid,
es läßt das Herz gesunden.
Ein Widerschein von Herrlichkeit,
ein Leuchten wie in Frühlingszeit;
wohl dem, der es gefunden!

Ein Sang von ew'gen Melodien
durchströmt uns tief dadrinnen.
Und wie die Vögel heimwärts ziehn,
so wollen wir dem Staub entfliehn,
die Gottesstadt gewinnen.

„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Alphabetisches Verzeichnis

der bisher erschienenen Bände

(In Klammern die Nummer des Bandes)

- Arndt, E. M. (134/135)
Arndt, J. (89/90)
Arnold, G. (115/116)
Averdieck, E. (126)
Bach, J. S. (14)
Barnardo, Th. J. (70)
Bengel, J. A. (45)
Bezzel, H. (153/154)
Binde, F. (92/93)
Blumhardt, J. Ch. (3)
Bodenschwingh, F. v. (1)
Bonhoeffer, D. (119/120)
Braun, F. (46/47)
Büchsel, K. (51/52)
Bunyan, J. (110/111)
Busch, J. (149)
Busch, W. (2)
Calvin, J. (139/140)
Christlieb, A. (59/60)
Claudius, M. (7/8)
Engels, J. G. (22/23)
Fischbach, Mutter (31/32)
Francke, A. H. (144/145)
Funcke, O. (16/17)
Gerhardt, P. (12/13)
Gobat, S. (129/130)
Goßner, J. (101/102)
Hahn, T. (64/65)
Hamann, J. G. (71)
Hanna, Tante (31/32)
Harms, L. (131/132)
Hauge, H. N. (43/44)
Hauser, M. (25/26)
Heermann, J. (136)
Heim, K. (148)
Hilty, C. (4)
Hofacker, L. (29/30)
Hus, J. (107)
Jung-Stilling, H. (11)
Kagawa, T. (18/19)
Keller, S. (5)
Knapp, A. (152)
Knobelsdorff, C. v. (20)
Korff, M. M. (108/109)
Livingstone, D. (146/147)
Löhe, W. (141/142)
Luther, K. (125)
Luther, M. (105/106)
Menge, H. (112)
Michaelis, W. (38)
Modersohn, E. (57/58)
Moody, D. L. (48)
Müller, G. (68)
Nommensen, L. (77/78)
Oertzen, D. v. (150/151)
Oetinger, F. Ch. (49/50)
Oetzbach, Fritz (98/99)
Ohm Michel (62/63)
Pestalozzi, J. H. (39)
Popken, M. (55/56)
Pückler, E. v. (91)
Rahlenbeck, H. (62/63)
Ramabal, P. (83)
Rappard, C. H. (41/42)
Rappard, D. (103/104)
Redern, H. v. (127/128)
Richter, L. (27/28)
Rothkirch, E. v. (133)
Savonarola, G. (123/124)
Schmidt, W. (100)
(Heißdampf-Schmidt)
Schrenk, E. (24)
Seckendorff, H. v. (21)
Seitz, J. (86)
Sieveking, A. (87/88)
Simsa, J. (72/73)
Spener, Ph. J. (81/82)
Spitta, Ph. (121/122)
Spittler, Chr. F. (113/114)
Spurgeon, Ch. H. (37)
Stein, K. Frh. v. (117/118)
Stoecker, A. (137/138)
Taylor, J. H. (40)
Tersteegen, G. (94/95)
Thadden-Trieglaff,
R. v. (155)
Tiele-Winckler, E. v. (15)
Traub, F. (79/80)
Vetter, J. (74/75)
Volkening, J. H. (76)
Vömel, A. (69)
Waldersee, Gräfin (31/32)
Weber, P. (53/54)
Wesley, J. (66/67)
Wichern, J. H. (96/97)
Wirths, Vater (62/63)
Woltersdorf, E. G. (79/80)
Wrede, M. (9/10)
Wurmb v. Zink, M. (6)
Zinzendorf, N. L. (84/85)
Zwingli, U. (143)

Einzelnummer DM 2,00; Doppelnummer DM 2,50

Die Reihe wird fortgesetzt

ERNST LOHMANN (1860–1936). Heute wissen nur noch wenige etwas von diesem geistesgewaltigen Zeugen und Diener seines Herrn. Seine Lebenserinnerungen „Nur ein Leben“ und seine übrigen Schriften sind längst vergriffen. Um so notwendiger war die Herausgabe dieses kurzen Lebensbildes, in dem Lohmann selbst stark zu Wort kommt. Wir erleben ein Stück lebendige Kirchengeschichte mit; denn Ernst Lohmann hat mit seinen vielseitigen Gaben auf den verschiedensten Frontabschnitten des Reiches Gottes gedient und gekämpft. Besonders lag ihm die Evangelistentätigkeit, die er als Inspektor der Evangelischen Gesellschaft, sowie als Großstadtpfarrer in Frankfurt in reichem Maße ausüben konnte. Auch in dem von ihm gegründeten Missionswerk des „Deutschen Hilfsbundes für christliches Liebeswerk im Orient“ und später im Bibelhaus Malche und im Brüderhaus Uchtenhagen ging es ihm stets und vor allem um den evangelistischen Dienst der Seelenrettung. In der Kirche rief er als Theologe zu einer radikalen Neuordnung auf, notfalls unter Lösung vom Staat. In der Pastoren-Gebetsbruderschaft, der er mit ganzer Seele angehörte, war er einer der führenden Männer, der besonders in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg in unermüdlichem Reisedienst und auf ungezählten Konferenzen seinen Pfarrbrüdern mit werbender Jesusliebe zu dienen suchte, bis er im 76. Lebensjahr heimgerufen wurde.